

# Ein in Köln gefundener eucharistischer Löffel in der „Sammlung Schnütgen“.

Von Konservator Dr. FRITZ WITTE.

Lange schon geht der Streit hin und her, ob und wie weit die Colonia Ubiorum, das hl. Köln in der Frühzeit des Christentums, etwa in der Severischen Periode, eine für die Missionierung leitende Stellung eingenommen habe. Gelenius berichtet von einem „conventiculum“ der Christen in Köln, und Ammianus Marcellinus tut desselben noch 355 Erwähnung. Mit vollem Recht bestreitet J. Poppelreuter (Zeitschr. für christl. Kunst, 1909, 231 ff) die Richtigkeit der Erklärung Harnacks, als müsse man aus der deminutiven Bezeichnung des Versammlungsortes der Christen auf die geringe Ausdehnung der neuen Gemeinde schliessen. Mit nichten! Es kann ebensowohl von einem, nicht von dem Conventiculum die Rede sein. Poppelreuter wies das lange entdeckte Philosophenmosaik als griechisch-christlichen Ursprungs nach. Wenn er weiterhin (ebend. 1908, 67 ff.) die prächtige Kölner Glasschale auf eine griechische Werkstatt in Köln zurückführt, so schliesse ich mich ihm nicht nur an, ich gehe weiter und behaupte den Zusammenhang der auf der Glasschale auftretenden Motive mit der koptisch-alexandrinischen Formenwelt des dritten Jahrhunderts, glaube gar, dass diese Schale einen Beweis in sich schliesst, dass die durchweg dem 5. Jahrhundert zugeschriebenen Stoffe ägyptischer Gräber weiter zurückzudatieren sind, was m. E. eine weit rhythmischere Entwicklungstabelle ermöglicht. Was die christlichen Funde besonders bedeutsam macht, ist der Umstand, dass sie fast ausnahmslos ein hochentwickeltes Kunstkönnen verraten, grösser als es

in vielen gleichzeitigen italienischen Objekten zutage tritt. Das lässt einen Rückschluss auch auf die Qualität wie Quantität der christlichen Gemeinde in der rheinischen Metropole zu, worauf wir am Schlusse unserer Abhandlung zurückkommen werden.



Fig. 1.

In der „Sammlung Schnütgen“, Köln, die am 26. Oktober in Gegenwart des Kultusministers in einem eigenen Gebäude der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht worden ist, befindet sich ein ebenso prächtiges wie seltenes altchristliches Stück, ein eucharistischer Löffel (Fig. 1). Vor vielen anderen hat er den Vorzug ausnehmend guter Erhaltung und grösster kunsthistorischer Bedeutung. Auf Kölner Boden gefunden, müssen wir ihn für die Kölner Urkirche auch mit Beschlag belegen.

In der Grundform weicht er nicht wesentlich ab von den übrigen römischen Löffeln: An kurzem, reich mit Profilingen geschmücktem achtseitigem Griff mit breiter petschaftartiger Schlussplatte sitzt ohne Schwingung nach oben die eiförmige, ziemlich grosse Schaufel. Die Vermittlung zwischen Griff und eigentlicher Löffelschale bildet der Vorderleib eines gut ciselierten Löwen, dessen Pranken metallisch verschwimmen in der Löffelschale. Das Material ist Silber. Dass der Löffel hohen, grossen Zwecken einstmals diente, zeigt die auffällig sorgsame

Ausgestaltung der Schale. Die nur wenig vertiefte Mulde hat den denkbar reichsten Schmuck erfahren. Der Grund ist mit feinstem

Gefühl für Raumfüllung tief graviert, die dadurch entstandenen Tiefen oder Rillen waren mit Weichsilber und, wie es scheint, mit Niello ausgefüllt und in bevorzugteren Partien der Ornamentik mit starkem Goldblech tauschiert. Der Dekor des Löffels ist nach mehr als einer Richtung höchst beachtenswert. Um den Rand der Schale läuft zunächst ein Zick-Zackstreifen, als Steg im ausgehobenen Grunde; die dadurch entstandenen Tiefen, lauter kleine Dreiecke, sind mit in der Oberfläche rauh wirkendem Weichsilber ausgehämmert, so dass die Stege wie poliert hervortreten. Aus der Spitze des Löffels, unmittelbar am Griffansatz, steigt je ein Blattornament empor, dem Laufe des Zick-Zackrandes leise sich anschmiegend. Man erkennt in der Form noch deutliche Anklänge an das hellenistische Akanthusblatt, aber es ist vollständig erstarrt, ist gestreckt und ohne jede plastische Empfindung. An der Spitze läuft eine Wucherung aus, die in einem sich nach unten wie nach oben verjüngenden Schnörkelwerk ausläuft. In den schildförmigen Raum zwischen den Akanthusblättern zeichnete der Goldschmied ein Ornament, besser gesagt einen Gegenstand, der die Gestalt eines Webeschiffchens hat, oben wie unten spitz, schräg überzogen mit gravierten und gepunzten Bändern, umschlungen von einer schwach gepunzten Perlschnur. Dieser Gegenstand fällt sofort ins Auge, infolge seiner besonders reichen Behandlung und peinlichen Ausführung; er ist ringsum in den ausgehobenen Linien wie in den Querbändern mit Goldblech tauschiert und dadurch besonders betont. Seine obere Spitze schiebt sich in das Wurzelgekröse eines überaus fein stilisierten, flott gezeichneten Lebensbaumes, der in rhythmischen Verästelungen die sich weit öffnende Schalenlippe füllt. Vier Aeste sind kräftig ausgehoben und mit Niello gefüllt, an den Zweigen hängen schwere Blumen, die wiederum goldtauschiert sind, dort wo zwei Aestchen auslaufen, hängen schwach, aber scharf punzierte Trauben.

Dass diese seltsame Ornamentierung auf einer Löffelschale einen deutlichen Hinweis auf eine ganz bestimmte Aufgabe des Löffels hinweist, wird kein Archäologe bestreiten wollen; der Lebensbaum, so oft er vorkommt, er dient irgend einem religiösen Gedanken; und erst auf einem Löffel? Den unterhalb des Baumes gezeichneten, durch den Reichtum der Technik so betonten Gegen-

stand kann ich nicht umhin als ein Brot zu bezeichnen und habe ich ihn von keinem meiner Kollegen anders benennen hören. Die grosse Schale des Löffels scheint mir neben dem edlen Metall das letzte Wort zu sprechen. Ich zähle ihn der neuerlich in Köln immer stärker werdenden Gruppe altchristlicher Altertümer zu, die in Köln gefunden, höchst wahrscheinlich auch dort, jedenfalls in Germanien gefertigt wurden. Ueber eucharistische Löffel überhaupt brauche ich kein Wort zu verlieren. Dass sie gerade in Deutschland in spätrömischer und merowingischer Zeit vielfach im Gebrauch waren, beweisen die relativ zahlreichen Funde dort. Bekannt ist der mit dem Namen der thüringischen Königin Basenae in Weimar gefundene (jetzt Museum-Berlin); andere fanden sich in Sasbach am Kaiserstuhl mit Andreas und Monogramm Christi, in Sierck und Metz<sup>1)</sup>, in Auxerre gar ein Besteck von zwölf Stück. Wie lange diese *intinctio panis* sich gehalten hat, wird sich schwer entscheiden lassen. Dass der hier abgebildete Löffel demselben Zwecke gedient, darauf scheint mir auch die ungewöhnlich flache Muldenschale hinzuweisen.

Unsere Abbildung (Fig. 1) gibt das Exemplar in natürlicher Grösse genügend scharf wieder, um jedem Stilforscher mit Evidenz zu erweisen, dass wir es hier nicht mit einer spezifisch hellenistisch-römischen, sondern mit einer ausländischen Arbeit zu tun haben. Das altarische Motiv des Lebensbaumes, in der Sasanidenkunst später so oft abgewandelt, enthält einen klaren Hinweis auf den Orient. Als Stzrygowsky vor Jahren die Behauptung aufstellte, auch Köln sei stark unter orientalischem Einfluss gestanden in den ersten Jahrhunderten, da haben viele ihn nicht ernst genommen. Sein Beweismaterial häuft sich von Tag zu Tag, nicht als ob wir die Präzisierung Str.'s ohne weiteres uns aneignen, alle hier am sonnigen Rhein im alten Kulturboden gefundenen Gegenstände einer Frühkunst gleich einer bestimmten Landschaft zuschreiben wollten, aber den Einfluss des Orientes in jenen Frühjahrhunderten leugnen wir nicht mehr. Nicht einmal Importware können wir die in Frage kommenden Stücke nennen; einen Mosaikboden, wie wir ihn zu Anfang anzogen, importiert man nicht; ein Löffel, der am Griff und in der Form so urrömisch, im Dekor orientalisches klingt, er

<sup>1)</sup> Kraus, Chr. Inschr. d. Rheinl. I. 14

kann sehr wohl, nein er muss wohl oder übel einer heimischen Kunstübung zugeschrieben werden. Dieser selbe Dekor aber ist so aus angeborenem Formensinn hervorgewachsen, dass er unter keinen Umständen von römischen, geschweige denn germanischen Künstlern entworfen sein kann. Und die Technik? Gewiss, die spätrömische Kunst kennt die Tauschierung, kennt auch das Niello, aber in solch' feiner Verbindung und Ausführung ist sie ihr in den Zeiten, die in Frage kommen können, nicht geläufig. Und wo wird die Kunst der sinkenden Roma so brillant flächenhaft im Ornament, wo abstrahiert sie auf der Fläche so von allem plastischen Gefühl? Wie breit sind auf dem unscheinbaren Löffel die Linien gezogen, wie gleichmässig fast verlaufend, wie straff stehen die Akanthusblätter ohne jede Aderung und jeden Umschlag, und wie rein, flächendekoratив verschimmen die Schnörkel! Nicht einmal das durch die Tauschierung ganz in der Ebene gehaltene Zick-Zackband gehört in den Bereich spätrömischen Kunstkönnens. Einzig der Griff des Instrumentes gehört dem landläufigen Handwerkertum an. Alles das wirft erneut die Frage nach den Künstlern auf. In Berlin im Königl. Kunstgewerbemuseum bewahrt man zwei Silberplatten, nielliert und mit ganz ähnlichen Ornamenten versehen, wie sie unser Löffel aufweist, vielleicht, wahrscheinlich aus derselben Werkstatt oder gar Künstlerhand. Das von Poppelreuter veröffentlichte Mosaik holt aus derselben Rüstkammer seine Formen und mit einer, wie mir scheint, ziemlichen Evidenz schrieb Poppelreuter es einer griechischen oder syrischen Künstlerfamilie in Köln zu. Die Existenz einer griechisch-syrischen Kolonie hat er erneut bewiesen, und gerade Syrien kommt in erster Linie mit in Frage neben den Flussländern Mesopotamiens, wenn wir auf die Provenienz des Löffeldekors zurückgreifen. Nicht einmal an Aegypten, das uns sonst so mancherlei geliefert, dürfen wir denken, dafür ist die Ornamentierung zu geschlossen, zu weit entfernt von der verflüchtigenden Auffassung ewiger Wiederkehr im Ornamentalen der koptischen Kunst. Dagegen weisen die Blüten am Lebensbaum vor allem mit Energie hin auf die asiatische Kunst; sie sind die Vorläufer der später wuchernden Palmettenornamentik, wie wir sie in der Sasanidenkunst und in den Stoffen arabischen Ursprunges bis ins 12. Jahrhundert hinein noch auf Sizilien finden. Schwieriger

ist die zeitliche Festlegung des Stückes. Doch scheint der Griff noch zu energisch und bestimmt profiliert, die organische Gestaltung und Verbindung von Schale und Fasse zu straff zu sein, als dass wir in der Zeitbestimmung die Wende des dritten Jahrhunderts überschreiten dürften. Jedenfalls ist der Löffel wie die Platten in Berlin vorkonstantinisch, und das würde sich auch mit der Festlegung gleichartiger Stücke decken.

Nicht nur das kunsthistorische, auch das hagiographische Interesse muss sich dieses Stückes bemächtigen. Einer der dunkelsten Punkte der Kölner Frühgeschichte ist die Zeit, in der die „thebäische Legion“ in die Martyrerliste kam. Mir scheinen alle die Versuche einer Erklärung bislang rein aus der Luft gegriffen und illusorisch. Wenn Beissel in seinem Buche „Der Victorsdom in Xanten“ gar mit einer mathematischen Rechnung kommt und in seiner Addition der auf den drei Etappen ermordeten Soldaten die Niedermetzelung einer ganzen Legion zu erweisen sucht, so ist das aus mehr denn einem Grunde unzulässig. Niemals wäre uns der Bericht über derartige Ereignisse von den Zeitberichten vorenthalten. Eine römische Legion mit nur christlichen Soldaten ist mir nicht fassbar. Worauf stützt sich denn die Annahme von der thebäischen Legion? Rudolf von St. Trond sagt in seinem Bericht über die Auffindung beispielsweise des hl. Gereon (A. SS. Oct. tom. V. p. 58 f.), dass die Gebeine in der Kleidung „eines Legionares“ aufgefunden seien. Dabei gibt er uns aber Wort um Wort nicht die Beschreibung eines römischen Soldaten oder Feldherrn, er redet nur von seidenen und purpurnen Gewändern, sogar von einem Kreuz in Aurifrisen, d. i. in Goldborten auf der Brust des Toten. Der Bericht setzt sich damit zur Kostumgeschichte des römischen Militäres denn doch in einen denkbar schroffen Gegensatz. Mich hindert nichts daran, eine eufemistische Uebertragung der Todesgeschichte einer einheimischen fürstlichen Persönlichkeit Kölns auf einen römischen Centurio oder sonst eine Rangperson bei diesem Berichte anzunehmen. Vermutlich stellte das Griechen- resp. Syrertum in Köln das Hauptkontingent zur christlichen Urgemeinde, vielleicht bekleideten gar einheimische Männer auch einen militärischen Rang. Sollte nicht ein grosser Teil dieser griechisch-syrischen Christen-

gemeinde mit den heidnischen Elementen in einen erbitterten Religionsstreit geraten und bei dieser Gelegenheit Christenblut geflossen sein? Die Tracht Gereons ist nicht die des Legionärs, sondern die eines Fürsten, das Material dieser Tracht ist ausgesprochen das damals im Orient gebräuchliche — die meisten der koptischen Webereien haben Pupurschmuck. Das gäbe zugleich auch eine halbwegs annehmbare Erklärung für die sonderliche Bezeichnung „thebäische Legion“ und die „hl. Mohren“. Dass eine spätere Zeit eine starke germanisierende Aufmachung des Martyrologiums vorgenommen hat, das erweisen manche Einzelheiten, so der Name „Verona, eine Stadt am Rheine“ und mancher Zug frühmittelalterlicher Heldensage, der den „Thebäern“ beigegeben ist.

Hoffentlich bringen weitere Funde neues Licht in diese dunkle, aber hochinteressante Periode kölnischer Geschichte. Der am rechten Orte angesetzte Spaten wird am ehesten die Dokumente liefern. — Bei Durchsicht der Korrektur werde ich auf eine neuerdings hier ausgegrabene köstliche Glasschale mit der griechischen Inschrift „prosit“ aufmerksam gemacht, die auf dem Grundstück des Herrn Geh. Kommerzienrates Max v. Guilleaume gefunden wurde.